

Deutsch in der Deutschschweiz

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **64 (2008)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Deutsch in der Deutschschweiz

Von Urs Heinz Aerni

Ein paar kritische Beobachtungen

Deutsch ist nicht Deutsch

Geschrieben und gelesen wird auch in der Schweiz in der sogenannten hochdeutschen Sprache (Standardsprache), aber wenn es ums Reden in Schulen, in den Medien und auf der Bühne geht, dann erhitzen sich die Gemüter, die einen für, die anderen gegen die Hochsprache.

«Wir müssen gogen lügen, sonst scheissen uns die Indianer aben...», sagte damals mein kleiner Bruder und schlich weiter durch die Prärie unseres Nachbargartens im aargauischen Hinterland. Auf dem Pausenplatz imitierten wir Otto mit möglichst perfektem Bühnendeutsch, und alle Filmszenen mit Bud Spencer und Terence Hill spielten wir sequenzweise natürlich in Fernsehdeutsch nach. Deutsch war die Sprache der Medien.

Auch der damalige Radiokultsender SWF3 liess uns die Gags von Starmoderatoren nachahmen. Eine Befürchtung, uns könnte der Dialekt deswegen abhanden kommen, war mitnichten vorhanden. Das war in den 70er-Jahren.

Ratlose Genferin und ebensolche Holländer

Geschehen vor kurzem an einer literarischen Veranstaltung in Zürich: Auf der Bühne sassen drei Deutschschweizer Autoren und ein sehr bekannter Moderator. Sie debattierten über das Schreiben und wie man damit und davon leben könne. Eine Dame im Publikum fiel durch heftiges Kopfschütteln und empörtes Flüstern auf. Sie versuchte sich zu melden, doch der Moderator reagierte nicht. Schliesslich erhob sie sich und verliess ziemlich demonstrativ den Saal.

Wie sich später herausstellte, handelte es sich um eine Frau aus Genf, die nur Hochdeutsch verstand und Eintrittsgeld in der Annahme bezahlt hatte, dass ein öffentlicher Kulturanlass auf Hochdeutsch und nicht in Schweizer Dialekt gehalten werde, zumal es sich nicht um Mundartautoren handelte.

Zwei Niederländer, die in Bivio Skitouren planten, konnten mit dem Wetterbericht auf SF nichts anfangen. Da sie weder Bern- noch Walliserdeutsch verstanden, mussten sie den Receptionisten am Empfang bemühen, um die entsprechenden Informationen zu erhalten.

Verbale Ladehemmung

Verfolgt man die aktuelle Diskussion über unseren Umgang mit der Hochsprache Deutsch, so wähnt man sich zum Teil in einem Umfeld, das langsam nicht unähnliche Züge einer geistigen Landesverteidigung annimmt. Davon abgesehen, dass nun eben das nördliche Nachbarland unser grösster Geschäftspartner und Kulturlieferant ist und der alpine Nachbar im Osten ebenso wichtig ist, zumal wir mit ihm 2008 sportliche Grossveranstaltungen organisiert haben, gibt es noch genug Gründe, die Standardsprache als die Geschäfts- und Landessprache zu akzeptieren, ohne dass wir unsere Eigenarten gefährdet sehen müssen.

Vor Jahren wurden die sprachlichen Fertigkeiten der Schweizer Rekruten getestet, mit verheerendem Ergebnis. Nur eine Minderheit konnte einen Zeitungsartikel einigermaßen sinngemäss zusammenfassen. Das Sprachbewusstsein wurde dann auch im Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit und Karrieremöglichkeit untersucht, mit dem Resultat, dass es klare Abhängigkeiten gibt: Problemdefinierung, Zieldeklarierung und Standortbestimmung sind nun einmal nur über Sprache möglich. Fehlt dazu die nötige Fertigkeit, wird es für den Betroffenen schwierig.

Ob es nun Schweizer sind, die in wortkargen Verhältnissen aufwach-

sen, oder Migranten, die sich hier zurechtfinden wollen; die Dialektdominanz in Schulen und Medien wie Radio und Fernsehen macht ihnen das Leben nicht einfach.

Wortgewandtheit ist gefragt bei Bewerbungsschreiben, Vorstellungsgesprächen oder Krisensitzungen. Diese muss gebildet und gefeilt werden, ob gesprochen oder geschrieben. Obschon die Vielsprachigkeit der Schweizer gelobt wird, fühlen sich viele Deutschschweizer Zeitgenossen in der offiziellen Sprache nur bedingt zu Hause und zeigen Hemmungen in der Anwendung derselben. Beispiel gefällig?

Peinlichkeit im Zug und auf der Buchmesse

Im Schnellzug zwischen Zürich und Olten erklärte der Kondukteur Fahrradtouristen aus Deutschland, dass die Velos aus Platzgründen in den Güterwaggon gehörten. Die Sportsfreunde fragten zurück mit «bitte?». Als hätte der Schaffner einen Datenstau in der Sprachschnittstelle; dergestalt peinlich waren seine Erklärungen, die immer wieder vom Schrift- ins Schweizerdeutsch kippten.

Oder die folgende Beobachtung an der Leipziger Buchmesse: An einem Messestand für Schweizer Verlage wurde die junge Assistentin von Besuchern aus Österreich mit Fragen

zum hiesigen Bücherschaffen angesprochen. Die Deutschschweizerin zeigte sich dermassen um Worte ringend, dass sie das Gespräch mit einem Stapel Prospekten und mit dem Wunsch für einen schönen Tag abkürzte.

Die sprachliche Kompetenz ist nicht allein durch die Beherrschung von Fremdsprachen festzumachen, sondern durch eine eloquente Handhabung des Werkzeuges, mit dem wir uns erklären, mit dem wir fragen, erfahren, uns austauschen und bilden. Wird dies durch einen Mix aus Bruchstücken von anderen Sprachen – ob Mundart oder Fremdspra-

chen – fragmentiert, besteht die Gefahr der sozialen Verunsicherung oder gar der Vereitelung einer eigenen Positionierung in der Gesellschaft.

Ohne doch die heimische Dialektvielfalt zu schwächen, bringt die konzentrierte Kultivierung des Hochdeutschen nur Vorteile für die Rede- und Lesekompetenz. Und Hand aufs Herz, in einem Land, das ohne Bodenschätze, aber dafür mit Handel, Kultur und Tourismus existiert, kann eine aktiv gebrauchte Hochsprache nur nützen.

Das Bühnendeutsch überlassen wir den Schauspielern.

Sprachbeobachtung

Von Ulrich Werner

Ein «würde»volles Reden

Die deutsche Gesellschaft hat sich in eine «würde»-Gesellschaft verwandelt. Würden Sie das nicht auch meinen? Oder würden Sie sagen, dass Sie das noch nicht bemerkt haben?

Die Leute befinden sich ständig im «würde»-Zustand, würde ich sagen. Im Jahre 1965, also vor mehr als 40 Jahren, schrieb René Drom-

mert in der Wochenzeitung «Die Zeit»:

«In unserer Sprache, der mündlichen zumal, der Sprache der Grünen Tische, Konferenzen und Frühshoppen, hat sich die Wendung «Ich würde sagen» schon längst eingenistet. Sie besagt nicht mehr, was sie sagen sollte, nicht das Unbestimmte, Infragegestellte, das an Bedingungen Geknüpft, nicht eigentlich den Konditionalis, wie die Grammatiker sich ausdrücken. Sie taucht auch dort auf, wo ein «Es